

Frau M.

SIMONE ALBER



Ihren achtzigsten Geburtstag hat sie noch groß gefeiert. Es gibt ein Fotobuch von dem Fest. Der Neffe hat es ihr ins Regal gestellt, es soll eine schöne Erinnerung sein. Vorne drauf strahlt sie in festlicher Bluse mit einem riesigen Strauß Rosen im Arm, eine selbstbewusste, attraktive Frau. Die Kette passend zu den grünen Augen, das weiße Haar gut geschnitten.

In einer der ersten Stunden blättern wir das Album zusammen durch.

Edle Tischdecken, Blumenschmuck und Girlanden, ein Buffet mit makellosen Torten. Und jede Menge Gäste. Zwei ältere Paare, ins Gespräch vertieft, drei grauhaarige Männer, lauthals lachend, ein Mädchen mit Gitarre, ein paar Kinder, die einen Tanz aufführen, eine Gruppe gut gelaunter Frauen mit erhobenen Sektgläsern, eine junge Familie, die Söhne in gebügelten weißen Hemden. Eine dunkelhaarige Frau mit vielen Fältchen um die Augen, die mit verwegendem Blick in die Kamera schaut. Alles in Hochglanz und Frau M. immer mittendrin. Fröhlich, lachend, plaudernd.

Auch heute kann Frau M. noch lachen, aber nur mit der linken Gesichtshälfte. Plaudern ist gar nicht mehr möglich.

Können Sie mir Ihren Namen sagen, frage ich sie. Li..li.. li.. stammelt sie. Sie verzieht verärgert das Gesicht und versucht es nochmal. Leif.., leit.., leif... Hilflos blickt sie mich an. Können Sie mir sagen, was Ihnen passiert ist. Os.. sos.. sos... Verzweifelt schüttelt sie den Kopf. Das Verstehen klappt besser. Zeigen Sie das richtige Bild: Schalter, Rollschuh, Barren. Zeigen Sie: Das ist ihm beim Klettern passiert. Zeigen Sie: Sie zieht einen Wagen. Ich gebe Frau M. einen Stift in die Hand, schreiben Sie auf, wie Sie heißen. Es entstehen große, runde Kringel, die zum Ende der Seite hin sich zusammendrängen, immer enger werden.

Das Fotobuch schauen wir uns später nicht mehr oft an. Es macht sie traurig.

Frau M. ist 1935 geboren. In der Nähe von Hechingen hat sie gewohnt. Dort ist sie immer geblieben, sagt der Neffe, der sich um ihre Angelegenheiten kümmert. Kinder hat sie nicht. Sie hat Textilkauffrau gelernt. Hat aber später in der Verwaltung gearbeitet.

In der darauffolgenden Woche bringt der Neffe mir einen alten Lebenslauf mit. Handgeschrieben vor vielen Jahrzehnten, in gestochen sauberer Schrift. Mit Bleistift und Lineal muss Frau M. hauchfeine Linien gezogen und später wieder wegradiert haben.

Von 1941 bis 1950 besuchte ich die Volksschule in Sickingen und machte anschließend eine Lehre bei der Firma Maute. Von 1953 bis 1960 habe ich dort im Einkauf gearbeitet.

Sie hat Lehrgänge besucht. Einen Englischkurs. Hat bei Trigema gearbeitet und später im Zollernalb Klinikum.

Sie haben ja den Krieg als Schulkind miterlebt, sage ich. Das war sicher schlimm für Sie. Sie waren die Mittlere von sieben Kindern? Und Sie sind so jung in den Beruf eingestiegen.

Ha, sagt sie, sichtlich aufgewühlt. Und dann geht es nicht weiter. Li.., li.., lei.., leif... Sie schüttelt den Kopf, schnalzt ärgerlich.

Sie kann die Deutungshoheit über ihren Lebenslauf nicht mehr ausüben. Aber mir steht sie nicht zu.

Wir kämpfen um die Buchstaben und um die Wörter. Die Laute rutschen im Mund nach hinten, so



dass aus der Puppe eine Kucke wird, die Luft kommt aus der Nase statt aus dem Mund, so wird aus dem Ball ein Bann.

Fühe sagt sie und meint Schuhe. Fleischfresser, sagt sie, und meint Soldat.

Manche Wörter bleiben stur und bockig auf der Stelle und weichen nicht, um passenderen Wörtern Platz zu machen. Was ist klein? Maus! Was grün? Maus! Was ist laut? Maus! Auch das graphemische Lexikon macht sein eigenes Ding. Mauer, sagt sie und schreibt Maus. Mond, sagt sie und schreibt Mund. Oder wieder Maus.

Heute kriegen wir sie nicht mehr los, die Maus, sage ich. Heilandsagg, sagt Frau M.

Fast drei Jahre lang klopfe ich jeden Dienstag- und Donnerstagnachmittag um 14:45 an ihre Tür. Jaha, ruft sie dann, und oft sitzt sie schon mit ihrem Rollstuhl an dem kleinen Tisch, den Therapieordner aufgeschlagen vor sich.

Und dann üben wir.

Das ist oben, das ist unten,

das ist vorne, das ist hinten,

das ist langsam, das ist schnell,

das ist dunkel, das ist hell,

das ist offen, das ist zu,

das bin ich, „und das bist du“, sagt Frau M. laut und energisch und richtet den Zeigefinger auf ihre Brust, dann, mit einem verlegenen Lachen, korrigiert sie sich und zeigt auf mich.

Das Zählen klappt schnell wieder. Auch beim Singen haben wir Erfolg: Marmor, Stein und Eisen bricht, beginne ich, und dann grölen wir gemeinsam: Aber unsere Liehebe nicht. Frau M. lacht. Und, wie klingt das, frage ich, und wieder findet sie ein passendes Wort: grauenvoll.

Lieber versucht sie sich an Sprichwörtern:

Morgenstund hat...

Schuster, bleib bei deinen...

Wer nicht hören will, muss...

Man soll den Tag nicht vor dem...

Nur das letzte Sprichwort auf meiner Liste lasse ich lieber weg.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold

Nach einer Weile kann sie ihren Namen wieder sagen. Ich heiße, sage ich und sie ergänzt: Anneliese M.

Ich komme aus: Bechtoldsweiler

Meine Augen sind: grün

Ich bin geboren im: Juli

Ich esse gerne: Krampfadern, sagt sie.

Krampfadern? Sie muss lachen. Sie lacht, bis ihr die Tränen kommen. Vielleicht weint sie auch.

Auf ihrem Tisch liegt ein gehäkeltes Zierdeckchen, darauf eine geschnitzte Engelsfigur und ein Foto von zwei zahnлückigen Kindern mit Schultüten, es sind die Enkelsöhne des Neffen. Daneben eine Vase mit getrockneten Blumen. Ich wusste noch nie, wie diese Blumen heißen, aber Frau M. kennt sie ganz genau. Nur finden ihre Namen keinen Ausgang mehr aus der verschütteten Ruine ihres Sprachzentrums.



An der Blumenvase lehnt der Speiseplan des Pflegeheims. Was es zum Mittagessen gab, kann Frau M. mir nicht sagen. Ich muss es nachlesen. Wie es geschmeckt hat, frage ich sie und lege ihr zwei Kärtchen vor: Daumen hoch zeigt sie für Pfannkuchen und Hühnerfrikassee, Daumen runter bei Sauerkraut und Kässpätzle.

Wenn ich kommen, schiebe ich Vase, Deckchen, Engel und Foto zur Seite, um Platz am Tisch zu haben für unsere Arbeit. Wenn ich gehe, achtet sie genau darauf, dass alles wieder richtig angeordnet ist.

Anfangs bekommt Frau M. oft Besuch. Verwandte kommen, der Pfarrer, einmal die langjährige Nachbarin: D'Anneliese hot jedes Jahr die schenkte Kletterrosa em ganze Dorf g'het, sagt sie. Sie neigt den Kopf zu mir und flüstert: Des wird wohl nemme, oder? Zwei Freundinnen vom Frauenkreis: Mir hen mittwochs emmer zamma Kaffee tronka. Woisch no? Ja, Frau B. nickt, klar weiß sie es. Aber wie soll sie es beweisen. Der Günther hat au a Schlägle ghet, erzählen sie ihr, aber der ko wieder laufa.

Ach ja, seufzen die Besucher und schütteln betrübt die Köpfe. Dass es so hot komma müssa. Aber was will mer macha. Später kommt nur noch selten jemand. Wie soll man die Zeit ausfüllen, wenn man nicht miteinander reden kann. Immer öfter bleibt Frau M. allein.

Die Wörter liegen platt und leblos unter Geröllschichten. Wir graben nach ihnen, manche hacken wir mühsam frei, manche zerren wir hervor, andere locken wir heraus.

Wir suchen ein Wort mit A.

Apfel, fällt ihr ein. Ein andermal sagt sie: arschloch. Dann lacht sie. Frau M. ergreift alle Gelegenheiten, die sich zum Lachen bieten.

Einmal findet sie ein Wort mit T: Tausendsassa.

Was gibt es im Bad? Bei.. versucht sie, Fei? Feife!

Was wollen Sie essen? Sudeln!

Was wollen Sie trinken? Faffee? See?

Was wollen sie tun? Tanzen!

Einmal kommt keine Antwort, als ich an ihre Tür klopfe. Frau M. liegt im Bett. Sie weint. Was ist los, frage ich erschrocken. Sind Sie krank? Ist etwas passiert? Sie kann mir keine Auskunft geben. Ja und nein geraten durcheinander, Kopf schütteln und nicken passen nicht dazu.

Ein Brief mit einem schwarzen Rand auf ihrem Nachttisch bringt mich schließlich auf die richtige Spur.

Noch einmal hole ich das Geburtstagsalbum hervor. Die dunkle Freundin ist es, die gestorben ist, die mit dem verwegenen Blick. Frau M. konnte bei der Beerdigung nicht dabei sein.

Ich zeige Frau M. eine Fotokarte. Zwei kleine Mädchen sind darauf zu sehen, eine dunkel, eine hell. Sie tragen Zöpfchen und glitzernde Haarspängchen und haben die Arme umeinander gelegt. Auch zwei Freundinnen, denke ich, nur 75 Jahre jünger. Was sehen Sie da, frage ich. Klunker, sagt Frau M. und deutet auf die Glitzerspängchen.

Wie ist der Ball? Rund!

Wie ist die Banane? Krumm!



Wie ist das Feuer? Heiß!

Was würden Sie sich wünschen, wenn sie einen Wunsch frei hätten? Sterben.

Von den Pflegekräften mache ich Fotos und drucke sie aus. So kann sie zeigen, wer Dienst hatte, wer kündigt, wer den besten Kuchen backt. Die junge Frau mit dem langen Zopf mag sie nicht leiden, das signalisiert sie mir vehement. Ich verstehe das gar nicht, denn diese Pflegerin lächelt doch immer so freundlich, sie hat mir sogar mal einen Kaffee angeboten. Vielleicht ein Missverständnis, denke ich. Aber dann, einmal, im Vorübergehen, sehe ich, wie die Zopf-Pflegerin eine andere Bewohnerin anschreit. Frau L, das reicht mir jetzt mit dir, du bleibst hier sitzen und hältst mal den Mund! Ob es auch mit Frau B. so einen Vorfall gab?

Später wagen wir uns an Sätze heran. Zerschneiden sie und setzen sie zusammen. Ordnen sie den passenden Bildern zu. Üben kleine Dialoge.

Frau M., was machen Sie?

Ich baue eine Mauer.

Ich male eine Blume.

Ich esse eine Banane.

Ich rauche eine Pfeife.

Manchmal tauschen die Wörter blitzschnell ihre Plätze. Frau M. raucht eine Banane. Malt eine Mauer.

Frau M. hat früher viel gemalt. Einmal wurden ihre Bilder sogar ausgestellt, sagt der Neffe, in der Kulturscheune, glaubt er. Über ihrem Bett hängt eines ihrer abstrakten Gemälde, eine Landschaft ist zu erahnen, in kraftvollen Rot- und Orangetönen.

Frau M. malt jetzt mit der linken Hand. Immer dienstags vor dem Mittagessen gibt es im Gemeinschaftsraum ein Malangebot. Die Kursleiterin verteilt Zeichnungen mit Tier- oder Blumenmotiven, die Teilnehmerinnen benutzen Wasserfarben und Pinsel zum Ausmalen. Es ist nicht wie zuvor, aber es ist das, was möglich ist. Frau M. versäumt ihren Malkurs nie.

Was haben Sie heute gemalt, frage ich. Ein...ein...ein...da..., di..., dil... Eine Blume? Nein! Ein Tier? Nein! Ich gebe ihr einen Stift und ein Blatt Papier. Können Sie es aufzeichnen? Ein ellipsenförmiges Gebilde entsteht, vorn ein Auge, oben kleine Stacheln. Nun verstehe ich: Es ist doch ein Tier. Ein Igel? Ja!

Frau M., was machen Sie?

Ich baue einen Turm.

Ich lese einen Brief.

Ich trage einen Korb.

Ich stricke einen Schal.

Frau M., für wen ist der Schal? Für einen Mann.

Von wem ist der Brief? Von einem Mann.

Verheiratet war Frau M. nicht. Auch von einem Freund oder Lebensgefährten war nie die Rede, sagt der Neffe. Lebensfroh war sie, sagt er. Unternehmungslustig. Aber immer allein. Warum,



keine Ahnung. Irgendeine Geschichte hätts da mal gegeben. Er wisse darüber aber nichts. Ich stelle mir für Frau M. eine heimliche Liebschaft vor. Ein verheirateter Mann vielleicht. Oder eine Frau? Der Gedanke gefällt mir. Aber Frau M. wäre möglicherweise entsetzt über solche Vermutungen.

Es scheint ein Missgeschick passiert zu sein. Frau M.s Hose ist nass. Müssen Sie auf die Toilette, frage ich. Nein! Sie müssen eine frische Hose anziehen! Frau M. schüttelt den Kopf. Sie bewegt ihren Rollstuhl zu dem kleinen Tisch. Bedeutet mir, wir sollen endlich anfangen. Aber sie sind ganz nass, beharre ich. Ich hole die diensthabende Pflegerin. Frau M. schlägt wütend mit der Hand auf den Tisch. Das kann doch mal passieren, sagt die Pflegerin. Nein! schreit Frau M. Zu zweit versuchen wir herauszufinden, wo das Problem ist. Frau M. gestikuliert wild. Li... li... lei.. Nichts funktioniert mehr. Bis die Pflegerin die offene Sprudelflasche bemerkt und die richtigen Schlüsse zieht. Jetzt endlich wird uns alles klar. Frau M. braucht sich nicht umzuziehen. Sie hat ein wenig Sprudel verschüttet, das wird in dem warmen Zimmer von selber trocknen. Erschöpft beenden wir an diesem Nachmittag die Therapiestunde.

Was kann Frau M. mir über sich erzählen?
Sie hat gern Kuchen gebacken und liebte ihren Garten.
Als Kind hat sie jeden Morgen die Hühner gefüttert.
Sie ekelt sich vor Schlangen.
Sie ist nach Ägypten gereist und nach Kanada.
Ihre Lieblingsblume ist die Rose.
Sie ist katholisch, aber nicht allzu sehr.
An Fasching hat sie sich einmal als Maiglöckchen verkleidet.

Kleine Erfolge lassen sich auf der Verordnung erkennen. Der Name passt wieder in das für die Unterschrift vorgesehene Kästchen. Kein Buchstabe fehlt.

Dann kommt Corona. Eine Zeit lang darf ich nicht zu ihr. Wir begegnen uns am Bildschirm. Zu den Sprachproblemen gesellen sich jetzt noch technische Schwierigkeiten. Manchmal verzögert sich die Tonübertragung. Der Lautsprecher sagt Ha-, während der Mund auf dem Bildschirm schon beim -llo ist.

Ich zeige Frau M. ein Säckchen mit Gegenständen und stecke meine Hand hinein.
Raten Sie, was ich in der Hand habe, sage ich. Es ist ein Tier. Es ist lang und dünn. Es schlängelt sich auf dem Boden. Manchmal ist es giftig. Frau M. schaut verwirrt in die Kamera, die Augen zusammengekniffen. Möglicherweise ist ihre Brille verschmiert. Möglicherweise ist die Batterie vom Hörgerät leer. Huuch, macht sie, als ich ihr die Plastikschlange zeige und schreckt lachend zurück.
Nach diesen Stunden habe ich Nackenschmerzen, das Gesicht ist verkrampft, und mein Hals tut mir weh.

Frau M. will sich nicht gegen Corona impfen lassen. Für Frau M. ist Corona eine Hoffnung. Ein möglicher Ausweg aus dem Leben.



Später kann ich das Pflegeheim wieder betreten, mit gespensterartigem weißem Kittel, grüner Maske und rosa Gummihandschuhen. Frau M. lacht laut, als ich so in ihr Zimmer komme, sie lacht mich aus.

Frau M. bekommt kein Corona.

Sie stirbt wenig später an einem weiteren Schlaganfall.

Ich konnte ihr ihre Sprache nicht zurückbringen. Aber ab und zu schaffte es ein freigelegtes Wort, den Weg zwischen uns zurückzulegen, auf einem haarfeinen Faden, und in diesen kurzen Momenten konnten wir uns verstehen.

M., Anneliese, geb. **.**.1935

Z.n. apoplektischem Insult; Hemiparese, Aphasie, Sprechapraxie

Verordnung: Logopädische Therapie, 10 mal 45 min, Frequenz 2mal/Woche